Niklaus Flütsch

Geboren als Frau Glücklich als Mann

Logbuch einer Metamorphose

WÖRTERSEH

Für Christian,
meinen Lebensgefährten und Ehemann

»Nicht die Sonne zieht ihre schiefe Jahresbahn um die Erde,
sondern die Erde schwingt mit schief gestellter Achse um die Sonne.«

Nikolaus Kopernikus

Inhalt

Einleitende Worte 11

Prolog 15

Logbuch einer Metamorphose 21

Epilog 229

Anhang

- Zeittafel 238
- Weiterführende Informationen 240
- Glossar 247
- Dank 253

Einleitende Worte

Im Spielzeugladen fragt die Verkäuferin Opa Hoppenstedt alias Loriot:

Wie heißt denn das Kleine?
Hoppenstedt, wir heißen alle Hoppenstedt.
Und mit Vornamen?
Dicki, Dicki Hoppenstedt.
Es ist ein Mädchen?
Nee.
Also ein Junge.
Nee, nee, nee.
Wie ist es denn angezogen?
Hosen, blaue Hosen.
Vielleicht haben Sie es mal ohne Hosen gesehen.
Sagen Sie mal, was für ein Laden ist das denn hier eigentlich?
Ich hatte den Herrn nur gefragt, ob sein Enkelkind ein Junge oder ein Mädchen ist. Wenn Ihr Enkelkind ein Zipfelchen hat …
Zipfelchen?
Mein Gott, dann hat es eben kein Zipfelchen!
Mein Enkelkind hat alles, was es braucht.

Zipfelchen oder kein Zipfelchen, Junge oder Mädchen, Mann oder Frau – kaum etwas erachten wir als so eindeutig und weniges scheint so verlässlich wie die Koordinaten, die das Geschlecht bestimmen: die sichtbaren Geschlechtsmerkmale, die Chromosomen.

Was aber, wenn eine Person mit einem männlichen Körper sagt, sie sei eine Frau? Wenn eine Person mit einem weiblichen Körper denkt und fühlt wie ein Mann? Wenn Menschen sagen, ihre Seele stecke im »falschen Körper«*? – Unterschiedliche sexuelle Orientierungen sind weitgehend enttabuisiert. Bisexuelle, Homosexuelle, Transvestiten* haben ihren Platz in der Gesellschaft gefunden. Sie sind grundsätzlich versöhnt mit ihrem biologischen Geschlecht und nehmen sich innerlich überwiegend so wahr, wie sie von außen gelesen werden.

Die erlebte Identität von Transfrauen* und Transmännern aber deckt sich nicht mit ihrer Erscheinung. Sie anerkennen zwar ihren Körper und leugnen seine Ausprägung nicht, doch sie fühlen sich klar dem anderen Geschlecht zugehörig. Damit steht die Welt zweifach auf dem Kopf: für den Transmenschen, der sich im biologischen Geschlecht fremd fühlt, in dem er zur Welt gekommen ist, sozialisiert wurde und von außen wahrgenommen wird; und für seine Umgebung, wenn diese erfährt, dass das Innere eines Menschen nicht mit dem übereinstimmt, wie er äußerlich erfasst wird.

Das Phänomen irritiert; umschrieben mit »Störung der Geschlechtsidentität«, wird Transidentität* oder Transsexualität als Krankheit taxiert und geht mit der Diagnose »Persönlichkeitsstörung« einher. Dabei ist erwiesen, dass bei Transmenschen genau wie bei allen übrigen Menschen das gesamte Spektrum von vollkommener Gesundheit bis zu schwerster Krankheit vorkommt. Mit welcher Persönlichkeitsstärke oftmals gerade Transmenschen Schwierigkeiten durchstehen, ist beeindruckend.

Persönlichkeitsstärke zeigt sich auch im hier gezeichneten Lebensweg. Niklaus Flütsch kommt als Bettina zur Welt. Im Alter von vier

---

* Erklärungen zu Begriffen, die mit einem Stern gekennzeichnet sind, finden Sie im Glossar ab Seite 247.

Jahren ist dem Kind klar, dass es sich nicht als Mädchen fühlt. Zwischen seiner Innenwahrnehmung und der von seiner Umgebung zurückgespiegelten Außenwahrnehmung klafft ein Graben. Die folgenden vierzig Jahre verharrt Bettina in der Hülle einer Frau. Attraktiv, gepflegt, sportlich, schön. Unzählig sind die Momente von Verunsicherung und Einsamkeit, das Gefühl von Verwirrung, Ausgrenzung, Unstimmigkeit, von Scham, Angst, Wut und Verzweiflung. Ebenso unzählig sind die Momente von Stärke, Mut, Optimismus, Durchhaltewillen.

Bettina studiert Medizin, schließt wie in der Schule auch hier mit Bestnoten ab, spezialisiert sich auf den weiblichen Körper, wird Gynäkologin. Mit zwanzig Jahren hat sie ihr erstes Coming-out als Lesbe – in der Vorstellung, alle homosexuellen Frauen fühlten sich als Männer. Ihr zweites Coming-out folgt über fünfundzwanzig Jahre später. Bettina, damals sechsundvierzig Jahre alt, entscheidet sich zur Transition*, zur Geschlechtsanpassung: Schritt für Schritt wird aus Bettina Niklaus, und heute lässt nichts vermuten, dass dieser Mann jemals im Körper einer Frau war.

»Wir alle können von Transmenschen profitieren«, schreibt Udo Rauchfleisch, Professor für klinische Psychologie in Basel, in seinem Buch »Anne wird Tom, Klaus wird Lara: Transidentität/Transsexualität verstehen«, »lehren sie uns doch, dass die Welt bunter und vielfarbiger ist, als wir gemeinhin annehmen.« Was ist typisch männlich, was typisch weiblich? Wie unterscheidet sich eine männliche Frau von einem femininen Mann? Wo liegt die Grenze? Wer zieht sie? Und warum?

In den Gesprächen mit Niklaus Flütsch, mit seinen Eltern, seinem Ehemann, mit einer ehemaligen Geliebten, mit Lebensbegleitern, Freundinnen, Patientinnen und Kolleginnen aus dem Zuger Kantonsspital und nach Lektüre des Tagebuchs, das er während sei-

ner Metamorphose führte und das die Basis für dieses Buch bildet, verschwammen die Trennlinien und Einteilungen zunehmend. Ebenso fehlen Trennlinien und Einteilungen in diesem Buch. Vielmehr sind es Fragmente, die hier zu einem Panoptikum zusammenfinden, niedergeschrieben in einer Zeit des intensiven Wandels. Es sind spontane Tagebuch-Eintragungen, die spätabends nach einem ereignisreichen Tag, frühmorgens vor Einsätzen im Operationssaal oder unterwegs zu einem nächsten Termin entstanden. Sie zeugen vom emotionalen Befinden des jeweiligen Moments. Es ist eine Auswahl zentraler Mosaiksteine, die – einmal zusammengesetzt – einen Lebensweg zeichnen, der von Brüchen geprägt ist. Gedanken springen vor und zurück, Innenperspektiven wechseln sich mit Außenperspektiven ab, nach einer Chronologie suchen Lesende ebenso vergebens wie nach sofortiger Klarheit darüber, wer in welchem Absatz spricht. Diese Form widerspiegelt, wie sich Niklaus Flütschs Leben während langer Phasen angefühlt haben muss: unklar und immer wieder irritierend – nach innen wie nach außen.

Wer das verwirrend findet, mag von Udo Rauchfleisch beruhigt werden. Der Fachmann plädiert regelmäßig dafür, gegenüber allen Möglichkeiten des Lebens offen zu sein und von vermeintlich klaren Kategorien Abstand zu nehmen: Sie grenzten unnötig ein, und genau das stifte Verwirrung.

Niklaus Flütsch ist dafür ein gutes Beispiel, auch wenn nichts an seinem heutigen Äußeren darauf schließen lässt, dass es jemals anders war. Er ist einen weiten Weg gegangen und endlich dort angekommen, wo er immer schon zu Hause war.

Ursula Eichenberger, Juni 2014

Prolog

Auf den kleinen Schwarz-Weiß-Fotos sieht man stolze Eltern mit einem Baby auf dem Arm posieren; seine Haare sind schwarz und auffallend lang, abstehend wie ein kleiner Irokesenkamm. Das bin ich, geboren am 9. August 1964 in der alten Pflegerinnenschule in Zürich. Mein Vater studierte damals an der ETH Zürich Ingenieurwissenschaften, meine Mutter schmiss den Haushalt.

Mein drei Jahre älterer Bruder war eher scheu und hatte in der Schule anfänglich etwas Mühe. Ich war ein Wildfang und übertraf ihn meist bei Mutproben. Meine drei Jahre jüngere Schwester war mir sehr ähnlich. Wir zwei hatten wohl deshalb so oft Zoff, doch wir konnten dann auch wieder friedlich zusammen spielen. Es war eine Art Hassliebe, und erfreulicherweise hat sich mit dem Älterwerden der Hass gelegt. Kurz nach dem Studienabschluss meines Vaters zogen wir nach Chur, wo ich die Primarschule besuchte. In meiner Freizeit spielte ich oft und gern draußen mit den Nachbarsbuben und vor allem mit meinen beiden Cousins, die im Prättigau auf einem landwirtschaftlichen Hof aufwuchsen. Früh schon wusste ich, dass ich eines Tages in den sauren Apfel würde beißen müssen: dann, wenn die gefürchtete Pubertät begann. Sie kam, und meine Unbeschwertheit ging. Ich geriet in eine schwere Krise. Die erste Rettung von meinem seelischen Leiden fand ich in der Pfadfinderbewegung. Dort durfte ich wild und kühn sein, die Geschlechterrollen wurden gesprengt, und ich konnte mich frei bewegen.

Mein Körper aber wurde immer mehr zur Frau. Damit kam ich nicht klar. Ich zog mich zurück und wurde immer verschlossener.

Meine Eltern versuchten vieles, um mir zu helfen. Ich wurde von einem lieben, alten Psychologen mit langem weißem Bart betreut und erhielt vom Hausarzt Antidepressiva. Mit sechzehn fand ich heraus, dass Hungern weibliche Rundungen zum Verschwinden bringen kann: Ich wurde magersüchtig. Schließlich entschied man, dass ich zu meinen Eltern Distanz brauche; ich kam in eine Internatsschule. Das öffnete mir die Tür zu neuen Erfahrungen. Erste zaghafte Bettgeschichten, Alkohol, Marihuana – es war die Zeit des Ausprobierens, wir suchten unsere Grenzen. Da ich in der Schule sehr gut war, führte das zu keinen größeren Problemen. Kurz vor der Matura entdeckte meine Mutter, dass ich sexuelle Beziehungen zu Frauen hatte. Wieder musste ich in Behandlung. Der Psychiater riet mir, vernünftig zu sein, sonst würde ich später keinen Mann zum Heiraten finden. Das Klima zu Hause war in der Folge sehr kühl, und man sprach kaum über das Thema. Schließlich schloss ich als Zweitbeste der Klasse die Schule mit den Maturitätsprüfungen ab.

Während mein Bruder in die Fußstapfen unseres Vaters trat und an der ETH Bauingenieur studierte, nahm ich 1984 das Medizinstudium an der Universität Zürich auf. Es war für mich eine befreiende Zeit, in einer großen Stadt zu leben und weit weg von meinen Eltern zu sein. In der Lesbenszene fand ich neue Kontakte und glaubte, mit meiner Neigung am richtigen Ort zu sein.

Im Verlauf des Studiums erfuhr ich, dass es transidente Menschen gibt, dass diese aber psychisch krank seien und an einer schweren Persönlichkeitsstörung litten. Das erschreckte mich, denn psychisch krank fühlte ich mich nicht. Ich litt einfach daran, dass mein inneres Geschlechtsempfinden nicht mit meinem äußeren Erscheinungsbild übereinstimmte und dass ich davon niemandem erzählen durfte. Schließlich nahm ich dann doch allen Mut zusammen und suchte eine befreundete Psychiaterin auf. Ich erzählte ihr von meinen Ge-

fühlen, fand aber schnell heraus, dass ich hier in eine Pathologie hineinmanövriert wurde, von der ich nichts wissen wollte. Nach kurzer Zeit brach ich die Behandlung ab.

Als Studentin lebte ich mehrere lesbische Beziehungen. Mit meinen kurzen Haaren und in den Männerkleidern, die ich gern trug, wurde ich auf der Straße oft als Junge angeschaut und meist einige Jahre jünger geschätzt. Als Studentin war ich frei, mich zu kleiden, wie ich wollte, und musste niemandem Rechenschaft ablegen, wo und mit wem ich mich herumtrieb. Ich hatte Kontakte zu meinen Mitstudenten, blieb aber meist für mich allein. Immer wieder kämpfte ich mit Depressionen, haderte mit dem Leben. Um mich zu schützen, stürzte ich mich ins Lernen. Die Materie gefiel mir. 1991 beendete ich die Studienzeit erfolgreich.

Es folgte die erste Facharztausbildung in Allgemeinmedizin; daneben bildete ich mich in Homöopathie weiter. 1995 zog ich nach Bern, wo ich während fünf Jahren in einer Praxis für Allgemeinmedizin arbeitete. Damals ging eine langjährige Beziehung auseinander, und ich versuchte, das Erlebte zusammen mit einem Psychologen zu verarbeiten. Auch hier wurde meine Transidentität zum Thema, doch sie wurde nicht genügend ernst genommen. In dieser Zeit kam die Dragking*-Bewegung auf. In Bern, Zürich und Berlin besuchte ich Partys und glaubte anfänglich, Orte gefunden zu haben, wo ich die geheime Seite meines Ichs ausleben könne: Frauen verkleideten sich als Männer und schminkten sich einen Bartschatten. Rasch aber merkte ich, dass es hier lediglich um den Spaß am Spiel mit dem Rollentausch ging.

Kurz vor der Jahrtausendwende lernte ich eine faszinierende Frau kennen. Sie war engagiert, sportlich, konnte Bergsteigen, war Tauchlehrerin, hatte den Hochseesegelschein und war in Weiterbildung zur Anästhesistin. Wir hatten eine gute Zeit zusammen; ich profi-

tierte von ihren Fähigkeiten, wir trieben Sport, und ich glaubte, so einen Weg gefunden zu haben, mich mit meinem Körper zu versöhnen. Erstmals hatte ich eine Partnerin an meiner Seite, die mich körperlich wirklich herausforderte. Es war meine weiblichste Zeit. Ich beschloss, mich auch beruflich neu zu orientieren und meine zweite Facharztausbildung in Gynäkologie und Geburtshilfe zu machen. Der Frauenbonus, den ich in diesem Beruf hatte, bekräftigte mich in meinem weiblichen Status.

Nach drei Jahren ging auch diese Beziehung in die Brüche. Ich zog nach Zug, beendete meine Facharztausbildung, hatte Glück und innert Rekordzeit meinen Operationskatalog beisammen. Nach dem Minimum von vier Jahren Ausbildungszeit absolvierte ich im Frühling 2005 erfolgreich die Facharztprüfung. Anschließend wollte ich zu meiner neuen Partnerin nach Deutschland ziehen, überlegte mir, dort eine Oberarztstelle zu suchen, und entschloss mich dann nach langem Ringen, doch in der Schweiz zu bleiben. Wiederum kam der Wunsch auf, meinen Körper zu verändern. Ich reiste in die USA, radelte während mehrerer Wochen allein der Westküste entlang, bepackt mit Zelt und Schlafsack, und genoss die Natur. Zurück in der Schweiz, machte ich diverse Stellvertretungen in gynäkologischen Praxen und Spitälern, bis mich eine Kollegin anfragte, ob ich Lust hätte, mich in ihre gynäkologische Praxis in Zug einzukaufen. Alles passte zusammen. Wir verstanden uns gut, waren uns auch in finanziellen Fragen einig, die Doppelpraxis füllte sich rasch mit neuen Patientinnen. Ich verdiente so viel wie noch nie, hatte große Freiheit und konnte als Belegärztin meine Patientinnen in der Frauenklinik des Kantonsspitals Zug selbst operieren und betreuen. Erneut verliebte ich mich in eine Frau. Wir schmiedeten Zukunftspläne. Diese optimalen Lebensumstände erwiesen sich als Boden, auf dem meine verborgene Seite wieder Nahrung fand.

Im Sommer 2009 kam meine alte Freundin und Psychiaterin nochmals auf mich zu und entschuldigte sich, damals auf meinen Hinweis, dass ich mich als Mann erlebe, abweisend reagiert zu haben. Kurz zuvor hatte sie erfahren, dass Transidentität keine Persönlichkeitsstörung, sondern vielmehr angeboren sei, dass das mentale Geschlecht möglicherweise bereits in der Gebärmutter geprägt werde und man so zur Welt komme. Dies gab mir endlich das Gefühl, doch nicht verrückt zu sein. Ich begann zu recherchieren und stieß immer häufiger auf transidente Menschen, die den Mut hatten, ihr Leben zu ändern. Es begann in mir zu gären. Eines Abends erzählte ich alles meiner damaligen Partnerin. Ich war auf die schlimmste Reaktion gefasst, aber sie hatte Verständnis. Lange Gespräche folgten. Das Tor war geöffnet, und nun kam die ganze Geschichte wie eine Flutwelle auf mich zu. Ich war verzweifelt, merkte aber gleichzeitig, wenn ich das Tor wieder schlösse, würde ich mein tiefstes wahres Ich erneut verbergen; das wollte ich nicht. Ich bekam massive Schlafstörungen, machte mir große Sorgen und tausend Gedanken: Was geschieht, wenn ich mich oute? Was, wenn ich eine Geschlechtsanpassung durchführe? Wie reagiert meine Mutter? Was geschieht mit meiner Praxis? Was mit meinen Patientinnen? – Katastrophe.

Nach nächtelangem Ringen meldete ich mich bei der psychiatrischen Poliklinik in Zürich für einen Gesprächstermin an.

Der Großteil der folgenden Texte stammt aus der Zeit der Transition, meiner körperlichen Wandlung in einen Mann, zwischen 2009 und 2013. Es sind Auszüge aus meinem Tagebuch, das ich während dieser intensiven und für mich im Endeffekt befreienden Zeit geführt habe.

Niklaus Flütsch, Juni 2014

Logbuch einer Metamorphose

Meine Beine baumeln vom Coiffeurstuhl, die Hände liegen auf einer karierten Wachsschürze, es riecht nach Shampoo und Haarspray. Ich bin aufgeregt und voller Vorfreude. Endlich ist es mir gelungen, Mama zu überreden, mir die Haare schneiden zu lassen. Keine Frisuren mehr, keinen Rossschwanz, keine Zöpfe, Haarspangen, keine Bändchen mehr und dergleichen. Kurz, ganz kurz soll das Haar werden, eigentlich am liebsten ein Bürstenschnitt. Doch die Friseuse will mir partout keinen Stufenschnitt schneiden. »So schöne glatte schwarze Haare, das wäre doch jammerschade!« Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich auf einen Kompromiss einzulassen; ich glaube aber noch immer, dass mein Plan aufgeht.

Ich bin vier Jahre alt, und ich weiß genau: Buben und Mädchen unterscheiden zwei Dinge – die Länge der Haare und ein Zipfeli zu haben oder eben nicht. Während meine kürzeren Haare geföhnt werden, frage ich meine Mutter, ob es jetzt endlich so weit sei und ich nun auch ein Zipfeli kriege. Mein Plan ist nicht, über einen Penis zu einem Buben zu werden. Ein Bube bin ich schon. Als das fühle ich mich, seit ich denken kann. Doch ich bin eben ein Bube mit langen Haaren und ohne Penis. Ich will aber ein Kind sein mit Penis. Der ist bei mir leider vergessen gegangen. In meiner Vorstellung bin ich einfach mit den falschen Geschlechtsorganen zur Welt gekommen. Aber das lässt sich beheben.

Im Lärm des Föhns versteht Mama meine Frage nicht. Schließlich schaltet die Coiffeuse das Gerät aus, was meinem Nachhaken noch mehr Gewicht verleiht. »Mama, kriege ich nun auch ein Zipfeli?« Stille. Das erschrockene Gesicht meiner Mama werde ich nie vergessen. Nach einer Pause lacht sie verlegen. »Nein, nein, mein Liebes, wo denkst du denn auch hin?!« Meine Welt bricht zusammen.

- - - 1968